



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Sodenstern, Georg v.: Der Haß gegen das Offizierskorps

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Der Haß gegen das Offizierkorps

Von Hauptmann Georg v. Sodenstern



ir stehen mitten in der Entwicklung unserer neuen Wehrmacht. Vielleicht sogar in einem ihrer kritischsten Zeitpunkte. Man muß sich dieses Umstandes bewußt werden, um in vollem Umfange die Bedeutung zu verstehen, welche für den Offizier, das künftige Heer und damit für das ganze deutsche Volk die Beantwortung der Frage hat, wie Stimmung und Haß gegen das Offizierkorps entstehen konnten.

Im November 1918 konnte der unbefangene Beobachter sich des Gefühls nicht erwehren, als nähme unser Volk alles, Niederlage und Schmach, Not und Entbehrung gerne in Kauf, weil sich endlich einmal die ersehnte Gelegenheit bot, den Offizier wie einen Paria der Menschheit beschimpfen und besudeln zu können. Solch elementarer Gefühlsausbruch läßt sich nicht durch die Tatsache des verlorenen Krieges allein erklären. Schon mancher Felbherr kehrte geschlagen heim, ohne dadurch die Achtung seiner Volksgenossen zu verlieren. Und wenn je eine Verlustliste Achtung und ehrfürchtigen Dank heischt, so ist es die des aktiven deutschen Offizierkorps des Weltkrieges, die allein 39,2 vom Hundert Tote, darunter 150 Generale, 149 Obersten, 275 Oberstleutnants und 937 Majore, aufweist. Daß solcher Dank den Führern des deutschen Heeres keineswegs gezollt ward, davon wissen jene unglücklichen Offiziere zu erzählen, denen in den schmachvollen Novembertagen halbwüchsiger Pöbel auf den Straßen die Achselstücke und Ehrenzeichen abriß, denen kein Straßenpassant beisprang, um sie gegen solch schimpfliche Behandlung zu schützen. Und es ist wohl das schwerste, was jene Wochen uns Offizieren gebracht haben, daß Angehörige des Mittelstandes und der höchsten Bildungskreise unseres Volkes dem erbärmlichen Treiben tatenlos zusahen, ja sogar vereinzelt — wenigstens in Wort und Schrift — daran teilnahmen. Solche Stimmungen weiter Volkskreise sind nicht mit einer Handbewegung abzutun. Das Offizierkorps ist es sich selbst, ebenso wie der Sache, der es dient, schuldig, gewissenhaft und treu zu prüfen, ob es wirklich ohne Schuld und Fehl war. Und wo wir Offiziere Schuld finden, da wollen wir sie tilgen. Wo wir sie nicht finden, da wollen wir festhalten an den hehren Überlieferungen der preußisch-deutschen Armee und uns auch nicht einen Deut abhandeln lassen.

Wenn eingangs gesagt wurde, daß der beschränkte Raum nur die Erwähnung einzelner Momente aus dem gegen die Offiziere geführten Kampf zuläßt, so macht es mir gerade dieser Umstand zur Pflicht, das, worin ich tatsächliche Verfehlungen des Friedensoffizierkorps zu erkennen glaube, voranzunehmen. Daß gerade diese Fehler in der endlosen Reihe der von den Offiziersfeinden erhobenen Anschuldigungen nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen, erklärt sich, wie ich zu beweisen hoffe, aus der unqualifizierbaren Art, mit der man den Kampf gegen den Offizier führte und führt.

An erster Stelle steht die soziale Unwissenheit, in der das Friedensoffizierkorps heranwuchs. Aus ihr auch erklärt sich die völlige Hilflosigkeit, mit der wir Offiziere der plötzlich hereinkommenden Revolutionswelle gegenüberstanden. Wir begriffen unser Volk nicht. Und darin müssen wir Schuld, eigene Schuld suchen. Wohl hatten wir Friedensoffiziere mit den Soldaten unseres Volkes gelebt, hatten

ihre Soldaten Sorgen zu den unseren gemacht. Daß aber außerhalb des Soldatenlebens andere rastlos bemüht waren, Denken und Fühlen des deutschen Arbeiters zu beeinflussen, ihm uns fremde Begriffe in Herz und Seele zu legen, das hatten wir übersehen oder — falsch gewertet. Fernab von den sozialen Strömungen unserer Zeit, haben wir auf einsamer Höhe gestanden. Auf einer Höhe, die weiten Ausblick gewährte in ein Traumland, unser Traumland vaterlandstrohen Opfermutes, in dem — fremd der Sorge ums tägliche Brot — ein Geschlecht selbstloser Helden gedieh. Und über diesem Blick in die Weite vergaßen wir, in die Tiefe zu blicken. Sonst hätten wir am Fuße unserer Höhe ein Volk ringen sehen im Kampf um des Leibes Nahrung und Notdurft. Kämpfen und oft auch sich zermürben in den Widerwärtigkeiten täglicher Kleinsorge. Hätten gesehen, wie Männer, die ehrlicher Helferwille besaßen, und Männer, die nur persönlicher Ehrgeiz trieb — wissentlich die einen, unwissentlich die anderen — dieses kämpfende und sich mühende Volk in die Irre führten. Hätten erkannt, wie Verderben drohende Saat gepflanzt wurde, während wir, nichts ahnend und nichts hindernd, das gewaltige Werk Bismarcks weiter zur Sonne führen wollten. Ganz ausgefüllt von ernsten Berufs- und Standespflichten, ganz aufgehend in rastloser und wahrlich mühseliger Tagesarbeit, vergaßen wir, daß wirklich alle Schichten der Bevölkerung kennen muß, wer ein Volk führen will. Wer von uns kannte die politischen Ziele und Erfolge gutgläubiger und gewissenloser Arbeiterführer? Wer befaßte sich mit den Lehren des Sozialismus? Die es taten, taten es in stiller Heimarbeit, ohne solche Gedanken zum Allgemeingut ihrer Kameraden zu machen. Mußten sie doch fürchten, auf verständnislose Gesichter ihrer Untergebenen, auf erstaunte ihrer Altersgenossen, auf abweisende ihrer Vorgesetzten zu stoßen.

Gewiß hat hier die Schuld weniger beim einzelnen, als beim System gelegen: Der Grundsatz, den jeder von uns auch heute noch in vollem Umfange billigen wird, daß eine Armee keine Politik treiben soll, wurde von Führern und Erziehern des Offizierkorps fälschlich dahin erweitert, daß sie auch von der Politik nichts zu wissen brauche. Das hat sich bitter gerächt! Zwar werde ich später beweisen, daß die Kluft zwischen Führer und Mann, von der immer so viel gefaselt wird, in der Armee des Jahres 1914 nicht bestand. Aber daß der einzelne, wenn er führenden Rates bedurfte, sich — einmal aufgehekt — in seiner Gewissensnot immer wieder an den Heher wandte, das konnte nur geschehen, weil er bei seinem Vorgesetzten Verständnislosigkeit ahnte. Gerade in solchen Momenten mag im Herzen manches braven Arbeiters der von seinen politischen Führern gelegte Funke des Hasses ausgegangen sein gegen einen Stand, der ihn führen wollte, der ihm, das fühlte wohl jeder, auch treuer Kamerad war in leichten und schweren Soldatentagen, der ihn aber nicht begriff in seinen Zweifeln an der göttlichen Gerechtigkeit der Weltordnung, oder — und das wird mancher dieser aufgehekten Leute geglaubt haben — nicht begreifen wollte.

Die altpreussische Armee war eine Schule des Volkes. Und wir Offiziere haben unser Lehramt in dieser Schule bitter ernst genommen. Aber während wir Hunderttausenden ein Körnlein Pflichttreue, Arbeitsfreudigkeit und Selbstlosigkeit in die Seele legten, ließen wir gleichzeitig Hunderttausende wieder hinausziehen, ungewappnet gegen die zermürbende Mühsal des Lebens, das nur zu oft der von uns gelegten Saat Sonne und Licht zur Entfaltung nahm.

In dieser tatsächlichen Veräumnis haben wir auch zum Teil die Gründe zu suchen für die schwankende Haltung unserer gebildeten Volkskreise gegenüber dem Offizier während und nach der Revolution. Enttäuschungen gebären immer Verbitterung. Und eine herbe Enttäuschung haben wir diesen Gebildeten, soweit sie restlose Anhänger des sogenannten Militarismus waren, bereitet. Eben dadurch, daß wir die geistige Führerschaft über die Massen unseres Volkes nicht an uns gerissen hatten, sie vielmehr tatenlos in andere Hände hinübergleiten ließen. Von der Hilfe, die gerade jene Kreise uns hierin hätten leisten sollen, abgesehen, werden wir diesen Vorwurf unerwidert lassen müssen.

Und es ist noch eine zweite Schuld, die das alte Offizierkorps gegenüber den gebildeten Kreisen unseres Volkes auf sich lud, und an deren Folgen es im vergangenen Jahr zu tragen hatte.

Die allgemeine Wehrpflicht führte der alten Armee Angehörige aller gebildeten Stände unseres Volkes zu. Ein bequemerer Weg, auf dem der Offizier zum Herzen all dieser Männer hätte gelangen können, ist kaum denkbar. Ihr Wissen, das dem des sie ausbildenden Offiziers oft weit überlegen war, befähigte gerade sie in erster Linie, Ansehen und Stellung des Offizierkorps in Staat und Gesellschaft zu festigen. Statt dessen ist das Verhältnis, in das sich nur zu oft der Offizier vor dem Kriege zu dem meist als Einjährigen in der Armee dienenden Gebildeten stellte, in ungezählten Fällen zur Quelle böser Mißstimmungen geworden. Es erübrigt sich, hier auf Einzelheiten dieser Entwicklung einzugehen. Nicht einige, sondern viele Einjährige nahmen an ihr Dienstjahr Erinnerungen mit hinaus, die nichts weniger als schön waren. Erinnerungen, die oft ein berechtigtes Gefühl der Verachtung gegen ihren Peiniger bestimmte. Es ist nicht die Gesamtheit der Offiziere gewesen, die hier gefehlt hat. Aber man muß die Gesamtheit in diesem Zusammenhange dafür verantwortlich machen, wenn sich überhaupt im alten Offizierkorps sogenannte „Einjährigenfresser“ entwickeln konnten. Man mag den Einjährigendienst als solchen billigen oder nicht: sicher bleibt, daß gerade die im Heer dienenden Angehörigen der gebildeten Kreise in erster Linie berufen waren, zum Bindeglied zu werden zwischen dem Soldaten und der nichtmilitärischen Welt. Gerade ihnen mußten wir Offiziere Gelegenheit geben, uns nicht nur von oft rauher Außenseite, sondern in unserem inneren Werte kennen zu lernen. Es wäre dann jeder Einjährige zum Anker des Ansehens unseres Standes in den Schichten der Gebildeten geworden.

Mit diesen beiden flüchtig angedeuteten Fehlern — der durch das System verursachten Weltfremdheit und der durch Schuld des einzelnen in der alten Armee entstandenen Einjährigenbehandlung — habe ich die tatsächlichen Verfehlungen des Friedensoffizierkorps erschöpft. Wir Offiziere haben uns durch sie im Sinne unserer Feinde ein Verdienst erworben. Beide werden daher auch in der Reihe der gegen uns erhobenen Anschuldigungen fast nie erwähnt. Das ist leicht begreiflich: den den Mangel sozialer Kenntnisse des Offiziers als Fehler bezeichnen, hieße — vom Gesichtspunkt des Sozialismus aus betrachtet — zugeben, daß allein sozialpolitische Schulung des Offizierkorps genügt hätte, den Männern, die unser Volk seit Jahrzehnten verführten, das Handwerk zu legen. Für einen gebildeten Menschen ferner würde es arg beschämend sein, zuzugeben, daß er Offizier und

Militarismus haßt, weil seine eigene kleine Person einmal ein Jahr lang schlecht behandelt worden ist!

Zu den beiden Fehlern des Friedensoffizierkorps hat sich dann im Kriege ein dritter gesellt, ein Systemfehler, an dem dem Offizier selbst bei höchster Böswilligkeit keine Schuld beigemessen werden kann: die Mobilmachung des Offizierkorps. Es ist eigenartig, aber begreiflich, daß auch dieser neuerliche Systemfehler der Öffentlichkeit ängstlich vorenthalten wird. Er könnte ihr leicht die Augen öffnen für den inneren Wert der alten kaiserlichen Armee und ihres nach bestimmten Grundsätzen rekrutierten Offizierkorps.

Die Mobilmachungsranklisten, die das geschlossene aktive Offizierkorps schon in den ersten Feldzugstagen in das Vernichtungsfeld der feindlichen Kanonen hineinführten, sind Zeugen für die erschreckende Kurzsichtigkeit ihrer Aufsteller. Nach wenigen Wochen schon fehlte der Front der erfahrene Friedensoffizier. Ihn vollwertig zu ersetzen, erwies sich sehr bald als unmöglich. Auch bewegten sich die Maßnahmen, welche — sehr im Gegenteil zum Generalstab — das Kriegsministerium zur Auffüllung des rasch dezimierten Offizierkorps ergriff, in völlig falschen Bahnen. Statt zunächst einmal, wie dies von der Front gewünscht wurde, zur Beförderung vollbewährter, charakterfester Unteroffiziere zu schreiten, griff das Kriegsministerium zur Herstellung eines — Massenersatzartikels, indem es jeden beliebigen Einjährigen und Fahnenjunker ohne Rücksicht auf Dienstzeit, Charakter und Erfahrung zum Offizier beförderte.

Um den Weg, auf dem die Stimmungsmache gegen den Offizier zum Ziel kam, wirklich aufzudecken, ist es notwendig, daß ich wenigstens auf einige der gegen uns Offiziere angehäuften Verleumdungen eingehe, nachdem tatsächliches Irren und Fehlen rücksichtslos bekannt ist. Zunächst möchte ich eines besonders unterstreichen: bei allen in Frage stehenden Punkten handelt es sich um Beschimpfungen, die nicht — wie sie eigentlich müßten — gegen das im Kriege entstandene Offizierkorps gerichtet sind, sondern gegen das Friedensoffizierkorps als den eigentlichen Vertreter des sogenannten Militarismus.

Am 25. Februar 1919 machte der demokratische Abgeordnete Ritter von Langheinrich in der Nationalversammlung zur Reichswehrvorlage folgende Bemerkung: „Die schroffe Scheidung zwischen Offizier und Mann muß beseitigt werden. Die tiefe Kluft hat zum Zusammenbruch der alten Armee mit beigetragen. Für den Kastengeist ist in der neuen Wehrmacht kein Raum mehr!“ — —

Ich habe gerade diesen Ausspruch des Vertreters einer großen, angeblich bürgerlichen Partei herausgegriffen, weil er vor dem Forum des deutschen Volkes gesprochen wurde, und weil er geradezu ein Schulbeispiel darstellt für die Gedankenlosigkeit oder Böswilligkeit, mit der unverständige oder verbrecherische Hände die hervorragenden Einrichtungen der alten Armee anzutasten wagen, und für die Leichtfertigkeit, mit der solche gewissenlosen Äußerungen von breiten Massen des Volkes aufgegriffen und weiterkolportiert werden. Der Sitzungsbericht der Deutschen Nationalversammlung vom 25. Februar 1919 weiß von lebhaftem Beifall der Demokraten, des Zentrums und der Linken des Hohen Hauses zu Ritter von Langheinrichs Worten zu erzählen. Das wollen wir Offiziere, besonders wir im Frieden erzogenen, nie vergessen!

Es kann sich hier nur um bewußte Entstellungen handeln. Denn wenn ein Angehöriger der gebildeten Stände an so sichtbarer Stelle die Tatsache der am Schlusse des Weltkrieges zwischen Führer und Mann bestehenden Entfremdung ausschaltet, um sie auf Rechnung der alten kaiserlichen Armee zu setzen, so ist das eben nichts anderes, als ein wenig faïres Kosttäuscherkunststückchen. Der Vorwurf, daß der Kastengeist unseres früheren Offizierkorps eine Entfremdung zwischen Offizier und Mann geboren habe, und daß dadurch im Kriege ein verhängnisvoller Zustand eingetreten sei, ist vorher und nachher noch von zahlreichen Stimmen aus dem Lager des Herrn Ritters von Langheinrich erhoben worden. In einer im Revolutionsnovember erschienenen Schmähschrift eines Demokraten heißt es sogar, daß „selbst die Verhältnisse an der Kampffront diesen unheilvollen Fehler nur bedingt hätten ausgleichen können“.

Die großen Verluste unseres aktiven Friedensoffizierkorps und der im Frieden ausgebildeten Offiziere des Beurlaubtenstandes im Verein mit dem andauernden, gewaltigen Ausbau des Heeres machten nur zu halb ausreichenden Ersatz aus dem gleichen Material unmöglich. Welcher verhängnisvolle Weg zur Lösung dieses Problems vom Kriegsministerium beschritten wurde, ist schon erwähnt. An Stelle der Friedensoffiziere trat der Kriegsleutnant, dessen vortreffliche Eigenschaften, persönlicher Mut, Begeisterung und bester Wille selbstverständlich in keiner Weise angezweifelt werden können, dem aber eins fehlte: die langjährige Ausbildung nach den bewährten Grundsätzen des deutschen Heeres, in den meisten Fällen sogar die Kenntnis dieser Grundsätze, deren vornehmster die Fürsorge für den Untergebenen war. Daß es gerade hierin in unserer alten Armee nicht etwa nur beim Grundsatz geblieben, sondern zu seiner restlosen Übertragung in die Wirklichkeit gekommen ist, dafür lassen sich ungezählte Zeugen aus dem Mannschafsstande finden, die auch heute noch besseres Wissen nicht aus Angst vor der Allgemeinheit zurückstellen. Die ehrliche Freude jedes Soldaten, der den Friedensoffizier kannte, und dessen Truppe durch irgendeinen Zufall im Laufe des Krieges wieder in die Hand eines solchen Offiziers kam, ist dafür immer wieder der zuverlässigste Beweis gewesen. Denn der alte Soldat hatte zu oft schon erfahren, daß diesem Führer das Wohl seiner Truppe an erster Stelle stand. War es doch von jeher in unserer alten Armee erstes Gebot des Offizierlebens: Zu sorgen für des Mannes Kleidung, Nahrung und Lager. Dieser Umstand, zusammen mit dem Wissen, in wie ernster und rastloser Arbeit der Offizier im Frieden sein Handwerk hatte erlernen müssen, gaben eben der Mannschaft das unbedingte Vertrauen zum Führer, das sie in so zahlreichen Fällen bis zum Letzten neben ihm ausharren ließ. Und noch ein weiteres möchte ich betonen: Das innige Verhältnis zwischen Führer und Geführtem entspringt weniger daraus, daß ersterer — wie er es in der alten Armee immer getan hat — jede Not mit dem Untergebenen teilt, sondern zum einen daraus, daß er sich für die Not seiner Leute verantwortlich fühlt und sie zu lindern sucht, zum anderen daraus, daß der Geführte im Führer eine Persönlichkeit anerkennt, die das in Frage stehende Handwerk besser erlernt hat, als er selbst. Daß dieses enge Band, welches die 1914 ausrückenden Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften umschloß, sich im Laufe des Feldzuges lockerte, hatte eben Gründe, die die Gegner des Militarismus nicht gerne nennen. Einmal hatten Tausende und Abertausende der jungen Kriegsleutnants die alte Soldatenregel

nicht gelernt, daß eben das Moment der Liebe das engste Bindeglied zwischen dem Führer und seiner Gefolgschaft bildet, zum zweiten sickerte aus tausend unsichtbaren Kanälen von Mund zu Mund, von Truppe zu Truppe aus der Heimat die Verhegung in das Heer.

Für jeden objektiv ehrlichen Menschen muß eine einfache Prüfung der Ereignisse an der Front seit 1914 meine eben dargelegte Auffassung hinreichend belegen. Erst nachdem der Friedensoffizier eine immer seltenerere Erscheinung in der Truppe geworden war, begannen Disziplin und Vertrauen sich zu lockern. Das sollte allen Neuerungseiferern um so mehr zu denken geben, als ja in dem für den enormen Ausfall eingestellten Offiziersatz alle Berufsclassen des deutschen Volkes vertreten waren. Die Heeresverwaltung war also — wenn auch nicht freiwillig — von dem alten System, den Offizier aus bestimmten sozialen Schichten zu wählen, längst abgegangen. Diesen ungezählten Tausenden ist es nun nicht gelungen, die angeblich vorhanden gewesene Kluft zwischen Offizier und Mann zu überbrücken, obwohl durch das enge Zusammenleben im Schützengraben sich gerade hierfür die beste Gelegenheit geboten hätte!

Die Verhältnisse haben also ganz anders gelegen, als die Gegner des Militarismus gern glauben machen möchten. 1914 bestand eine Kluft zwischen Führer und Mann nicht. Mit felsenfestem Vertrauen blickte der Mann zum Offizier auf. Ja, politisch verhegte Leute baten sogar ihren Offizieren ab, was sie im Unverständnis ihren politischen Verführern nachgeschwätzt hatten. Mit dem Ausfall an Friedensoffizieren setzte das von Tag zu Tag anwachsende Mißtrauen ein. Je seltener seine Erscheinung am Feinde wurde, um so häufiger machten sich Unlust, Unzufriedenheit und Schläffheit in der Truppe Luft, bis schließlich die tiefe Kluft zwischen Offizier und Mann gähnte, die zu überbrücken die wenigen übriggebliebenen Friedensoffiziere nicht mehr vermochten.

Ich möchte an dieser Stelle kurz der sogenannten Kriegseleuten gedenken. Ihre vielfach hervorragenden Eigenschaften habe ich bereits oben betont und ich bin weit davon entfernt, ihnen, die zu Tausenden ihr Leben ließen, die Not und Tod mit ihrer Truppe teilten, abzusprechen, was ihnen gebührt: den Dank des deutschen Volkes dafür, daß sie mit voller Hingabe ihr verantwortungsvolles Amt getragen haben. Aber ich glaube auch, daß keiner dieser im Hekttempo herangebildeten und beförderten Offiziere die Augen verschließen wird vor der Selbstverständlichkeit, daß selbst der beste Wille nicht gründliche Erfahrung und langjährige Ausbildung ersetzen kann. Ich erhebe also mit meinen Ausführungen nicht etwa einen Vorwurf gegen den Kriegseleuten. Er hat seinen Mann gestanden, so gut er es vermochte. Ohne ihn hätten wir den gigantischen Kampf sicher schon sehr viel früher verloren geben müssen!

Nun zu dem berüchtigten Kastengeist des Friedensoffizierkorps. Ich könnte davon absehen, auf ihn überhaupt einzugehen, da ja — wie ich oben auszuführen versuchte — die Kluft zwischen Offizier und Mann im alten Heere nicht bestand und gerade sie doch eine Folge des Kastengeistes der Offiziere gewesen sein soll. Aber dieses Schlagwort ist zu oft und zu laut unter die Massen geworfen worden! Die Herren Gegner der altpreussischen Armee werden selbst nicht von den Tausenden ihrer Gesinnungsgenossen, die sich im Offizierkorps der Jahre 1915—1918 befanden und deren Zahl von Monat zu Monat anschwoll, behaupten wollen, sie hätten

Tradition und Kastengeist (wie ihn eben diese Herren verstehen) hochgehalten! Trotzdem entstand und vertiefte sich unbegreiflicherweise die verderbliche Klust in diesen Jahren von Tag zu Tag! Mit dem angeblich von engstem Kastengeist beseelten Offizierkorps des Jahres 1914 rückte unser Volk dagegen begeistert und voll Verehrung ins Feld!

Der feste Zusammenhalt der Offiziere — nichts anderes ist ja der sogenannte Kastengeist gewesen — zu einer Art Familie, in der sich jedes einzelne Mitglied für die Vernachlässigungen seiner Geschwister verantwortlich fühlt, haben dem preußisch-deutschen Offizierkorps den Boden geschaffen, auf dem, ähnlich wie beim Beamtentum, der Geist restloser, ernster Pflichterfüllung gewachsen ist. Das Leben des Offiziers im Kasino, das vornehme und kameradschaftliche gegenseitige Überwachung gebar, der Begriff der Offiziers Ehre, die ihren Trägern besondere Pflichten — nicht Rechte! — auferlegte, haben dem Offizier das starke Selbst- und Kraftbewußtsein gegeben, das ihn befähigte, um großen Sold zu dienen. Denn die Kargheit des Soldes und die Masse der Pflichten, denen gegenüber er als Rechte nichts aufzuweisen — und zu wahren! — hatte, als seine gesellschaftliche Stellung, wurden ausgeglichen durch das stolze Bewußtsein, einer Sache um der Ehre und der Liebe willen zu dienen. Jeder Erfahrene weiß, daß Wert und Zuverlässigkeit einer Truppe in hervorragendem Maße von ihrem Korpsgeist abhängig sind. Für die alte Armee war der berufene Hüter solchen Korpsgeistes der Offizier, dem als einzigem sein Beruf Lebensinhalt bedeutete.

Für diesen Korpsgeist, den Clausewitz als unentbehrlich für jedes Heer bezeichnet, haben die Feinde des Offiziers die verleumderische Bezeichnung „Kastengeist“ gefunden! Immer wieder verstand es eine internationale, dem Deutschtum fremde Presse, durch geschickte Verallgemeinerung an sich gewiß beklagenswerter Einzelfälle Anschuldigungen und Verdächtigungen gegen den ganzen Offiziersstand zu konstruieren. Nie wurde dabei erwähnt, daß in einem so großen Organismus, wie ihn das Offizierkorps des ganzen Heeres darstellte, Verfehlungen einzelner unvermeidlich sind. Frisch und frech zog man — meist nicht ungeschickt — Schlüsse auf die Gesamtheit, sprach von Kastengeist, wo es sich um Korpsgeist im besten Sinne handelte. Hat man je gelesen oder gehört, daß die gleichen Kreise über den Kastengeist der Studenten, der Beamten, des Hamburger Großkaufmanns in Gewissensnot geraten wären? Oder gar, daß sie über den festen Zusammenhalt des „klassenbewußten Proletariats“ gezetert hätten? Es bedarf nur dieses Hinweises, um die Unehrlichkeit des gegen den Offizier geführten Kampfes zu brandmarken. —

Ich glaube, in der Annahme nicht fehlzugehen, daß von den Tausenden und Millionen Deutscher, die sich auch in der Frage der militärischen Ehrengerichte als willige Hörer und Gläubige jedes Hetzers und Fanatikers erwiesen haben, nur sehr, sehr wenige einmal über Zweck und Aufgaben dieser Gerichte nachgedacht haben. Gedankenlos, wie das Wort vom „Kastengeist des preußischen Offizierkorps“, ist auch das Wort vom „Ehrengericht, das diesen Kastengeist in erster Linie züchtet“, aufgenommen worden.

Es ist besonders bezeichnend für diese Gedankenlosigkeit, daß es eben nur die Ehrengerichte der Offiziere waren, gegen die sich der Masseninstinkt aufheben ließ. Und es ist ebenso bezeichnend, daß in demselben Augenblicke das Ehrengericht der

Offiziere unschädlich gemacht wurde, in dem durch die Aufgabenumgrenzung der Vertrauensleute in der Truppe diesen Leuten unter anderem auch ehrengerichtliche Funktionen zugewiesen werden. Denn was sind es schließlich für Aufgaben, die den Vertrauensleuten bei Beratung über Ausstoßung eines Kameraden — die, wohl-gemerkt, auch von den Leuten selbst angeregt werden kann — zufallen, wenn nicht Wahrung der Standesehre? Das eben war der Zweck der Ehrengerichte, den Offizierstand sittlich zu festigen und rein zu halten und ihm so den Charakter zu verleihen, dessen er in erster Linie bedurfte, um für seine Untergebenen zum Gegenstand achtungsvollen Vertrauens werden zu können. Der unendlich seine Gradmesser, der durch das Vorhandensein der Ehrengerichte an das persönliche Leben des einzelnen gelegt war, ist in erster Linie der Ausdruck der gesteigerten Pflichten unseres Standes gewesen. Denn „wahre Ehre kann ohne Treue bis in den Tod, ohne unerschütterlichen Mut, feste Entschlossenheit, selbstverleugnenden Gehorsam, lautere Wahrhaftigkeit, strenge Verschwiegenheit, wie ohne aufopfernde Erfüllung selbst der anscheinend kleinsten Pflichten nicht bestehen“! So König Wilhelm I. in seiner unvergleichlichen Einführungsorder über die Ehrengerichte der Offiziere im preussischen Heere vom 2. Mai 1874. Von diesem Ehrbegriff ausgehend, fordert der schlichte König in der gleichen Order, daß dem Offizierkorps seines Heeres „wie bisher, so auch in Zukunft die Ehre das höchste Kleinod sein möge“. Dieses Kleinod zu schirmen, „die Pflege der bewährten Überlieferung ritterlichen Sinnes im Offizierstande zu fördern“, war Zweck der Ehrengerichte. Damit fiel ihnen eine Aufgabe zu, deren Lösung weit über den Rahmen des Offizierkorps hinaus dem deutschen Volke zum Heil wurde.

Die Reihe der gegen den Offizier erhobenen Verdächtigungen läßt sich beliebig verlängern und widerlegen. Überall bleibt das Ergebnis, soweit es sich um unser altes Friedensoffizierkorps vor und im Feldzuge handelt, das gleiche: wir erkennen eine zielbewußte, politischen Zwecken dienende und weder vor Lüge noch irgendeiner anderen Skrupellosigkeit zurückschreckende Hezke.

Wie nun steht das deutsche Volk heute den Offizieren gegenüber?

Kein Stand hat am 9. November 1918 einen schwereren Zusammenbruch all seiner Ideale erlebt, wie das Offizierkorps. Undank unseres Volkes, offene Feindschaft und wirtschaftliche Not fielen uns von allen Seiten an. Das alles aber verblasste vor dem unbändigen Schmerz über den Zusammenbruch unseres stolzen Vaterlandes. Und doch hat der Offizier alles getragen, hat die eigene Not vergessen und dafür die Not des deutschen Volkes zu der seinigen gemacht. Unter schwersten Gewissensopfern hat er — und zwar er in erster Linie — Ruhe und Ordnung im Vaterlande wiederhergestellt. Er hat Dank weder begehrt noch gefunden. Die es wirklich wagten, seiner in offenem Dank zu gedenken, zieht man der Reaktion! Schon war in weiten Volkskreisen der Haß gegen uns erneut auf die Spitze gestiegen, denn die alten Hezker blieben nach wie vor an der Arbeit. Aber schon begann innerhalb des stetig fortschreitenden Aufbaus der Reichswehr das auch in dieser Truppe wieder aufkeimende Vertrauen der Mannschaft zum Offizier den Hezern den Boden unter den Füßen zu entziehen. Mit um so größerem Eifer haben sie sich daher daran gemacht, die Märzwirren dieses Jahres gegen den Offizier auszuschlachten. Mit gewohnter Geschicklichkeit haben sie und ihre Presse wieder einmal verstanden, der deutschen Öffentlichkeit die tatsächlichen Vorgänge zu verschleiern. Wieder ist es der

Offizier, über den mit haltlosen Verleumdungen und gewissenloser Heze die Meute herfällt.

In Prüfung und Widerlegung dieser Heze einzutreten, würde im Rahmen der vorliegenden Betrachtung, die sich nur die Untersuchung der gegen unser ehemaliges kaiserliches Offizierkorps betriebenen Wühlarbeit zur Aufgabe gestellt hat, zu weit führen. Es soll hier vielmehr nur versucht werden, aus den Anschauungen und Grundsätzen des preußisch-deutschen Offizierkorps herauszuschälen, was gut war. Alsdann haben wir Reichswehroffiziere die für die Lösung unserer Aufgaben Nutzen versprechenden Folgerungen zu ziehen. Das sind aber in der Hauptsache die folgenden:

Der Offizier darf dem öffentlichen Leben nicht mehr fernstehen wie einst. Er gehört mitten hinein in den sozialpolitischen Kampf der Massen. Nicht kämpfend etwa, sondern lernend! Damit er jede Regung der Volksseele begreift und raten kann, wo einer des Rates bedarf. Er soll nicht mit einem Feuer spielen, das der Entwicklung unseres Volkes gefährlich werden könnte, d. h. er darf keine aktive Politik treiben, damit er seiner Mannschaft ein Lehrer sine ira et studio sein kann. Der Soldat lebt unter seinem Eid. Dieser Eid hebt ihn über den politischen Agitator. Über jeder Überzeugung steht die Pflicht! Je nachlässiger die Auffassungen seines Volkes werden, um so strenger muß der Offizier auf sich halten, innerlich wie äußerlich. In dem Bemühen, sein Volk restlos kennenzulernen, muß er in jeder äußeren Form den Menschen im Untergebenen gelten und zu seinem Rechte kommen lassen. Gegen diese, auch in der alten Armee stets zur Geltung gekommenen Forderung ist manches Mal gesündigt worden, und solche Sünde hat dann böse Frucht getragen. Allen aufkeimenden Merkmalen von Korruption im eigenen Lager aber begegnen wir Offiziere am sichersten, wenn wir überall da, wo wir in unserer Untersuchung keine Schuld fanden, festhalten an den hehren Traditionen des preußisch-deutschen Offizierkorps. Nur sie befähigen und berechtigen uns, eine geachtete Stellung im Staat einzunehmen. Was gehässige Verleumder „Kastengeist“ nennen, wollen wir weiter pflegen als das, was es in Wirklichkeit war, als edlen Korpsgeist. Hat man uns den Hüter der Fleckenlosigkeit unseres Standes, das Ehrengericht, genommen, so wollen wir seine Satzungen ungeschrieben über unser Tun und Lassen stellen. Diese beiden Mächte, Korpsgeist und Standesehre, gebären aus sich selbst: Opfermut, Selbstlosigkeit, Idealismus, Pflichttreue, Mannesmut, Wehrhaftigkeit, Kameradschaft und stolzen Sinn!

Es gilt heute nicht der Person zu leben, sondern dem Ganzen. Die Gewissensnot des einzelnen muß schweigen vor der Not des deutschen Volkes. Denn nicht um Menschenschicksale handelt es sich mehr, sondern um das Geschick eines ganzen, einst mächtigen Volkes, das — unbewußt vielleicht noch, aber doch schon überlaut — nach Männern ruft, die es führen möchten. Gerade wir Soldaten sind in erster Linie berufen, unser Volk auf den richtigen Weg zurückzubringen. Wir in erster Linie können den Glauben an Zuverlässigkeit deutschen Manneswortes — gleichviel welche des einzelnen politische Überzeugung ist — wieder wecken. Unsere Aufgabe erschöpft sich nicht im Exerzieren, auch nicht im gewalttätigen Unterdrücken unverantwortlicher Störenfriede. Vom Gipfel deutscher Größe hat sich der Offizier sein stolzestes Besitztum mit hinübergerettet in diese Zeit der Scharlatane: das eiserne

Pflichtgefühl. Dieses eiserne Pflichtgefühl wollen wir hineinhammern in die Herzen und Seelen unserer Leute. Dann wird unsere verachtete kleine Wehrmacht lernen, das Schwert blank, das Pulver trocken, das Sinnen deutsch zu halten. Dann wird sie zum segenspendenden Herd werden, von dem aus unwiderstehlich in die verlotterten Massen unseres Volkes die Begriffe des Pflichtgefühls, der Arbeitsfreude, des Arbeitsstolzes, der Achtung vor des Nächsten Gut und Ehre, der Liebe zum deutschen Gedanken hinausgetragen werden.

Wo immer wir hinkommen, da wollen wir das Hohelied der Arbeit singen, da wollen wir den Fleißigen und Gottesfürchtigen ehren, den Arbeitsfeuern verachten.

Vielleicht können dann wir Hunderttausend noch einmal zum Salz des deutschen Volkes werden! —



## Aus Geheimberichten an den Grafen Hertling\*)

(1915—1917)

Von Franz von Stockhammern, Ministerialdirektor im Reichsfinanzministerium

### II.

Zürich, den 24. Juli 1915



ein aus Rom zurückgekehrter vatikanischer Gewährsmann findet die Stimmung in Italien kriegerischer, als er gedacht hatte. Der Geist der Armee sei ein sehr guter, man betrachte es in militärischen Kreisen als Ehrensache, daß Italien an kriegerischen Leistungen nicht hinter den anderen Großmächten zurückstehe. Nicht auf gleicher Höhe stünde die Stimmung der Bevölkerung, doch sei sie dem Krieg vorläufig noch günstiger, als man ursprünglich angenommen habe. Daß auch Süditalien kriegerisch gestimmt sei, daran seien die Fliegerunternehmen der Österreicher schuld. Die Bomben, mit denen Bari und noch einige andere Punkte an der südlichen Küste belegt worden seien, hätten dort wie Zunder gewirkt. Man sei in Italien vollkommen auf einen Winterfeldzug gefaßt und treffe bereits in weitgehendem Umfange Vorbereitungen.

Das Verhältnis der Kurie zur italienischen Regierung bezeichnete er als ausgezeichnet. Der Heilige Stuhl habe keinen nur irgendwie gearteten Anlaß zur Klage und müsse im Gegenteil ein weitgehendes Entgegenkommen anerkennen. Er

\*) Vergl. den Artikel des Verfassers im vorigen Heft. Wir bringen heute die erste Folge von Auszügen aus den Geheimberichten, denen weitere folgen werden. D. Red.